

einen Kofferraum voller Medikamente“, behauptet der belgische Veterinär Leo De Backer, „die keiner nachweisen kann.“ Pferdehandel, sagt Cronau, „ist wie Gebrauchtwagenhandel“.

Die größte Messe findet in dieser Woche bei den Weltreiterspielen in Den Haag statt. Stallbesitzer, Züchter und Reiter gieren nach Titeln und Plazierungen, um sich für den Pferdehandel einen Namen zu machen.

Auch Hans Ruchti vertraute dem guten Ruf von Beerbaum („Den Ludger kenne ich gut“) und Fuchs („Mit Thomas bin ich befreundet“). Daß er beim Kauf von Reflex übervorteilt wurde, mag er nicht glauben. Zwar sei das Pferd „nicht hundertprozentig fit“, doch Woche für Woche gehe er mit ihm erfolgreich auf Turniere. Ruchti: „Mit dem habe ich noch viel im Sinn.“ □

Leichtathletik

Fräulein Unschuld

**Muß es nicht immer Gold sein?
Der Verband präsentiert die
Sprinterin Melanie Paschke als
Vorbild einer neuen Generation.**

Warum sagt der Kerl so etwas? Ist er „neidisch“? Oder „nur überheblich“? Melanie Paschke ist wütend: „Was der macht, ist niveaulos.“

Die zierliche Sprinterin kann sich „über die Unverschämtheit“ von Lars Riedel nicht beruhigen. Hatte der Diskuswurf-Weltmeister und Aktivistensprecher des Deutschen Leichtathletik-Verbandes (DLV) doch tatsächlich behauptet, ihre Leistung sei, im Weltmaßstab betrachtet, gar nichts wert.

Als wenig später Melanie Paschke beim Sportfest in Ingolstadt zur Vorstellung der Spitzenathleten im Fond eines Audi-Cabrios ausgerechnet neben Riedel plazierte, kann sich die Deutsche Meisterin über 100 Meter nur mühsam zur Freundlichkeit zwingen. Demonstrativ rückt sie ein Stück von Riedel ab und schaut in die andere Richtung.

Riedel, 27, und Paschke, 24, sind die Antipoden

unter den Aktiven des DLV: Während der Chemnitzer der Vollversorgung der DDR-Zeit nachtrauert („Mir fehlt die Unterstützung“), gilt die Braunschweigerin als Vorzeigethletin der Nach-Doping-Generation.

Wenn DLV-Präsident Helmut Digel sie zur „personifizierten Sauberkeit“ hochjubelt und der Verband sie bei den Deutschen Meisterschaften auf das Titelbild des Programmheftes hebt, registriert sie dies „überrascht“, bisweilen ist es ihr sogar „etwas peinlich“.

Sichtlich leidet die Sprint-Hoffnung darunter, daß an ihrer Person die Richtigkämpfe der deutschen Leichtathletik ausgefochten werden. Während Männer wie Riedel den angeblich „leistungssportfeindlichen“ Kurs der neuen Verbandsführung kritisieren, dient Melanie Paschke den Funktionären gerade als Beweis des Gegenteils.

Das Fräulein Unschuld ist der Modellversuch einer gewandelten Leichtathletik: Sport ohne Doping, Kampf um den Sieg statt Rekordjagd. Ziele, die, so wirbt eine DLV-Imagebroschüre schwülstig, die „Neuorientierung zur Humanisierung und ethischen Fundierung des Spitzensports“ bedeuten.

Die Europameisterschaften, die am Sonntag in Helsinki beginnen, werden für den DLV und Paschke zum Testlauf. Vier Jahre nach dem triumphalen Aufstieg von Katrin Krabbe mit drei Goldmedaillen bei der EM in Split, muß sich erweisen, ob die Öffentlichkeit sich auch mit Silber oder Bronze zufriedengibt. Die Frage sei, so Sportwissenschaftler Digel, ob die Wirtschaft die saubere Leichtathletik mittrage: „Nicht weil wir die bessere Moral haben, sondern weil der Markt danach verlangt.“

Das Interesse der Sponsoren an ehrenwerten Plazierungen wird bei der EM zum Gradmesser einer ganzen

Sportart. Der Nachwuchs drängt schon seit Jahren zum Tennis, wo das große Geld lockt. Die Leichtathletik, für die sich immer weniger Jugendliche quälen wollen, befindet sich, so Cheftrainer Paul Schmidt, „auf rasanter Talfahrt“.

Es müssen Vorbilder her, die zeigen, daß sich Leistung noch lohnt. Wie bei Melanie Paschke, die als Schülerin zum harten Training „oft keine Lust“ hatte und doch 1986 Deutsche Jugendmeisterin wurde. Ohne großen Aufwand hielt sie in der nationalen Spitze mit – „mehr wollte ich auch nicht“.

Im Herbst 1992 jedoch habe es bei ihr „geklickt“. Nach einem zweiten Platz im Junioren-Europacup sah sie plötzlich eine internationale Perspektive. Waren die Bundestrainer bisher an ihrem Phlegma („Die ist zu faul“) verzweifelt, vermochte sie sich fortan sogar zu überwinden, „Berge hochzuheben, bis ich mich übergeben muß“.

Melanie Paschke verkörpert den neuen Athletentyp, der nüchtern Aufwand und Nutzen abwägt. Derzeit kann sie vom Sport „ganz gut leben“. Sie kassiert Startgelder bis zu 5000 Mark, VW stellt einen Golf, Adidas und das Braunschweiger Blumenhaus Mock unterstützen sie finanziell, für Medienauftritte fordert sie ganz offen Gagen ein.

Sport, so lautet das Leitmotiv der jungen Generation, muß aber auch Spaß bringen. Noch amüsiert es Melanie Paschke, wenn sie auf einem Sportfest wie ein Star angekündigt wird und ihretwegen Bodyguards abgestellt werden. Der totalen Vereinnahmung durch den Leistungssport will sie jedoch unbedingt trotzen: Den Show-Rummel um ihre Vorgängerin Katrin Krabbe hat sie irritiert aus der Distanz wahrgenommen, so als ob „ich Princess Diana beobachte“. Daß sie, statt durch Talk-Shows zu touren, an der Fachhochschule

in Wolfenbüttel Versorgungstechnik studiert und eher bieder bis langweilig wirkt, kommt ihr durchaus gelegen.

So ist die Läuferin auch ihrem Heimatverein in Braunschweig treu geblieben. Dort trainiert sie zwar oft allein – ihr Coach aus Sindelfingen schickt die Trainingspläne per Post –, „doch dafür habe ich meine Ruhe“. Um so mehr macht es ihr jetzt „angst“, als Medaillenkandidatin gehandelt zu werden.

Denn auch in Helsinki wird sie der Diskussion um Sinn oder Unsinn einer sauberen Leichtathletik nicht ausweichen können. Irina Priwalowa, die hohe Favoritin über 100 Meter,



Sprinterin Paschke: „Personifizierte Sauberkeit“

war im Frühjahr monatelang von der Sportbühne verschwunden. Daß die Russin nach ihrer Rückkehr wie auf Bestellung Europarekord lief, entfachte neue Dopinggerüchte. Nach solchen „Paukenschlägen“, meint resigniert Melanie Paschke, mache man sich „über die schnellen Damen zwangsläufig seine Gedanken“. □

Beachvolleyball

Großer Kick

Olympia reizt: Athleten, Medien und Sponsoren entdecken Volleyball am Strand.

Angelockt von den Werbejingles aus dem Lautsprecher, haben die Urlaubsgäste ihren Platz im Strandkorb mit einem Sitz auf der Stahlrohrtribüne eingetauscht. Am Südstrand von Burg auf der Ostseeinsel Fehmarn umrahmen die Zuschauerränge ein Volleyballfeld, auf dem zwei Teams mit je zwei Spielern um die Wette pritschen, baggern und schmettern: Beachvolleyball heißt die Touristenattraktion.

Bis zur Erschöpfung springt Jörg Ahmann, 28, vor 1500 Schaulustigen durch den knöcheltiefen Sand. Nach wenigen Ballwechseln ist seine braungebrannte Haut mit feinen Körnern paniert, nach dem ersten Satz ist auf seinem ergrauten Shirt der Schriftzug des Turniersponsors kaum noch zu erkennen. Aufmerksam streift Ahmann ein frisches, blütenweißes Hemd über.

Mag dem Beachvolleyball bei Unkundigen noch das Image eines fröhlichen Sonntagvergnügens lässiger Strandjugend anhaften: Für Ahmann und seinen Partner Axel Hager, 30, ist es ein Job, der nicht nur tägliches Training, sondern auch Sponsorpflege verlangt. Weil sich die so locker daherkommende Knochenarbeit im Sand vorzüglich als Trendsport der neunziger Jahre verkaufen läßt, haben die beiden Hamburger schon drei Ausrüsterverträge für Sonnenbrille, Uhr und Bermuda-Shorts abschließen können.

Beachvolleyball sei „Lebenseinstellung, Lifestyle und Urlaubsflair“, will das Programmheft der „Beach Masters“, einer acht Turniere umfassenden Serie, weismachen – vor allem ist die Tournee das totale Gegenprogramm zum klassischen Volleyball, der den säuerlichen Mief gebohneter Turnhallen atmet und unter dem schwindenden Interesse von Jugendspielern, Zuschauern, Medien und Sponsoren leidet.

Bei der Strandvariante nimmt die Bereitschaft der Geldgeber hingegen zu:



B. WIMTSCH

Volleyball-Turnier in Burg auf Fehmarn: „Neue Disziplin“

Rund eine Million läßt es sich der Lebensmittelkonzern Unilever kosten, daß der Name seines Eistegetränks auf den Werbebanden und Spielertrikots zu lesen ist. Animiert vom Erfolg der Turniere von Fehmarn bis München (dort auf einem künstlich angelegten Strand), hat eine Agentur die Fernsehrechte bereits für 1995 zum Preis von rund einer Million Mark erworben.

Dem Deutschen Volleyball-Verband (DVV) dienen die populären Sandspieler fast schon als Vorbild. Um das Hallenspiel attraktiver zu gestalten, wurden

Popmusik, schrille Sonnenbrillen und modische Bermudas

einige Regeln auf Beachniveau versimpelt: Sogar mit dem Fuß darf der Ball künftig gespielt werden.

Die Reformen kommen womöglich zu spät, Beachvolleyball ist viel mehr auf der Höhe der Zeit: Das Strandtreiben, bei dem es mehr auf Action als auf saubere Technik und feingesponnene Angriffszüge ankommt, wird permanent mit Popmusik berieselt. Die Spieler – ausgestattet mit schrillen Sonnenbrillen und modischen Bermudas – pflegen das ritualisierte Abklatschen nach jedem Ballwechsel nicht mit dem Pfadfinder-Habitus der Hallenteams, sondern betont beiläufig-cool. Die Verkehrssprache auf dem Court ist englisch: „Sunserve“ heißt ein extrem hoher Aufschlag, „Cut“ ein kurzer Diagonalschlag.

Während die klassischen Volleyballer in der Kollektivarbeit einer Sechser-Crew anonym bleiben, steht das Sand-Duo gleichermaßen für Teamgeist und Individualität. Ahmann/Hager haben ihre Rollen identitätsstiftend verteilt: Abwehrspezialist Ahmann ist der heiß-

spornige Wühler, Hager ist der ruhige Riese, der am Netz blockt und mit weichen Lobs punktet.

„Die neue Disziplin“ (Hager) eröffnet den Deutschen Beach-Meistern von 1993 ungeahnte Möglichkeiten: Olympia in den USA. Günstig für die beiden, daß die Sommerspiele 1996 in einem Land stattfinden, in dem Beachvolleyball längst zu den etablierten Sportarten gehört und Spitzenstars über eine Million Dollar pro Jahr verdienen.

Der US-Fernsehsender NBC und der Coca-Cola-Konzern investieren Millionenbeträge in die amerikanische Beach-Profiligas. Und da beide Firmen auch in Atlanta zu den größten Geldgebern gehören, gab es für das Internationale Olympische Komitee gute Gründe, der jungen Sportart im Eilverfahren die olympischen Weihen zu verleihen.

Vom DVV sind Ahmann und Hager, die in der Hallen-Bundesliga nur Durchschnittsspieler sind, offiziell zum Nationalteam berufen worden. Acht Monate werden sie vom Verband bezahlt und sollen sich bei internationalen Turnieren in Frankreich, Puerto Rico oder Acapulco auf das Weltniveau der Amerikaner und Brasilianer trimmen.

Wenn die Beach-Saison ruht, helfen sie als Teilzeitkräfte beim SC Nordstedt in der Halle aus. „Dieses Jahr“, sagt Betriebswirtschaftsstudent Hager, „können wir vom Beachvolleyball leben.“

Für ihren Sieg auf Fehmarn mußten sich die deutschen Ranglistenersten am vorvergangenen Sonntag noch mit bescheidenen 2500 Mark zufriedengeben. Doch für die Zukunft erwartet der DVV satte Steigerungen. Bereits jetzt tummeln sich rund 1000 Aktive auf deutschen Turnieren, in Berlin hat jüngst die erste Halle für Beachvolleyball eröffnet.

DVV-Beach-Wart Harald Schäfer: „Mit Atlanta '96 kommt der große Kick.“ □